

ONLINE-AUSGABE 13:16 Uhr

Kantönigeist kostet Milliarden

Das Schweizer Gesundheitswesen verliert jährlich um die 4,5 Milliarden wegen seiner ineffizienten Strukturen. Das zeigt eine neue Studie von PriceWaterhouseCoopers.

Kantönigeist, Ineffizienz und Reform-Unwilligkeit kosten das Schweizer Gesundheitswesen jährlich um die 4,5 Milliarden Franken. Dies sagten Fachleute von PriceWaterhouseCoopers (PWC) am Donnerstag in Zürich vor den Medien.

Im Vergleich mit anderen europäischen Ländern – namentlich Dänemark und Niederlande – stehe die Schweiz in Sachen Gesundheitsausgaben nicht sehr gut da, sagte Hans-Peter Mürger, Leiter der PWC-Gesundheitsberatung.

Nicht alle müssten alles anbieten

Nötig wäre eine grossräumigere Planung. Schwerpunktspitäler etwa sollten Regionen über die Kantonsgrenzen hinweg versorgen. Und nicht alle müssten alles anbieten. Dabei gehe es durchaus nicht bloss um die hochspezialisierte Medizin wie etwa Transplantationen. Diese, im Einzelfall zwar teuer, fielen wegen ihrer geringen Anzahl für die Gesamtkosten nicht gross ins Gewicht.

Andererseits böten in der Schweiz mit ihren gerade mal 7,5 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern 16 Spitäler eine Herzchirurgie an, wo eigentlich acht Standorte durchaus genügten, sagte Mürger. Dies treibe die Kosten enorm in die Höhe: «Wir sind zu grosszügig».

Verkrampfungen aufbrechen

Rodolfo Gerber, Partner und Leiter Gesundheitswesen bei PWC, räumte ein, es gebe keine kurzfristig greifenden Patentlösungen, um die ständig steigenden Kosten im Gesundheitswesen in den Griff zu bekommen. Nötig seien «eine Vielzahl einzelner Massnahmen».

Vor allem müsse man die «Verkrampfung unter den verschiedenen Playern aufbrechen». An ihre Stelle müsse die Bereitschaft treten, miteinander zu reden. Reformen seien wichtig für Innovation und Wettbewerb.

IT-Netzwerke einführen

Für die Gestaltung eines künftigen Gesundheitswesens schlug Gerber beispielsweise ein Anreizsystem vor, wonach Ärzte und Spitäler mehr «ergebnis- als volumenorientiert» entschädigt würden. Auch eine Umverteilung der Mittel zu Gunsten der Prävention wäre ein Ansatzpunkt.

Viele Mehrspurigkeiten und Missverständnisse könnten durch die Einführung kompatibler IT-Netzwerke vermieden werden: Sie würden den raschen, unkomplizierten Austausch von Daten unter verschiedenen Leistungserbringern ermöglichen.

Internet-Medizin kann gefährlich sein

Auch Telemedizin ist laut den PWC-Fachleuten kein Tabu - wenn sie kontrolliert und seriös eingesetzt wird. Gefährlich und kontraproduktiv kann es allerdings werden, wenn Personen mit Beschwerden via Internet auf eigene Faust Diagnosen stellen und sich gleich selbst Medikamente verschreiben und bestellen.

Laut Wirtschaftsprüferin Petra Borner sind rund 50 Prozent der im Internet verkauften Medikamente nicht korrekt zusammengesetzt oder dosiert. Die Patienten riskierten also, erst recht krank zu werden, was wiederum Kosten verursache. Andererseits sei der Patient von heute auch informierter und aktiver an Entscheiden beteiligt.

Insgesamt sagen die PWC-Fachleute für die Zukunft ein Gesundheitswesen voraus, das stärker als heute auf die individuellen Bedürfnisse der einzelnen Patienten ausgerichtet ist. Allerdings müssen diese auch mehr Eigenverantwortung wahrnehmen. (oku/sda)

© **Tages-Anzeiger Online**